



Serhij Zhădan

Roman

Die Erfindung des Jazz im Donbass

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5340

Herman, ein junger Werbeunternehmer, wird von einem ominösen Anruf aufgeschreckt: Sein Bruder, der am Rande der Steppe eine Tankstelle betreibt, ist spurlos verschwunden. Am Ort des Geschehens trifft Herman auf die Angestellten seines Bruders, verliebt sich in Olha, die eigenwillige Buchhalterin, und versucht, die Tankstelle vor den Attacken eines einheimischen Oligarchen zu retten. Dabei wird ihm klar, dass weit mehr auf dem Spiel steht: nämlich das Glück und der Sinn des Lebens.

»Ein so wahnsinniges wie komisches Feuerwerk, das farbenfroh vor den Augen des Lesers verglüht.« WDR 5

Serhij Zhadan, 1974 im Gebiet Luhansk/Ostukraine geboren, publizierte zahlreiche Gedichtbände und Prosawerke. Für *Die Erfindung des Jazz im Donbass* wurde er mit dem Jan-Michalski-Literaturpreis und mit dem Brücke-Berlin-Preis 2014 ausgezeichnet (zusammen mit Juri Durkot und Sabine Stöhr). Die BBC kürte das Werk zum »Buch des Jahrzehnts«. 2022 erhielt Serhij Zhadan den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Zhadan lebt in Charkiw.

Sabine Stöhr übersetzt gemeinsam mit Juri Durkot das Romanwerk von Serhij Zhadan aus dem Ukrainischen.

Zuletzt erschienen: *Antenne* (es 2752), *Internat* (st 5233), *Hymne der demokratischen Jugend* (st 4217), *Warum ich nicht im Netz bin. Gedichte und Prosa aus dem Krieg* (2016), *Mesopotamien* (st 4778)

Serhij Zhadan
Die Erfindung des Jazz
im Donbass

Roman

Aus dem Ukrainischen
von Juri Durkot
und Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel *Vorošilovgrad* bei Folio in Charkiw.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5340
© Serhij Zhadan 2010
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2012
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagfoto: Beat Schweizer/Anzenberger
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47340-5

www.suhrkamp.de

Die Erfindung des Jazz im Donbass

ERSTER TEIL

Telefone existieren, um unangenehme Dinge mitzuteilen. Telefonstimmen klingen kalt und offiziell, mit offizieller Stimme lassen sich schlechte Nachrichten leichter überbringen. Ich weiß, wovon ich rede. Mein ganzes Leben habe ich gegen Telefonapparate gekämpft, aber ohne Erfolg. Immer noch werden in aller Welt Telefongespräche mitgehört und die wichtigsten Wörter und Ausdrücke auf Karteikärtchen notiert, und in Hotelzimmern liegen Bibeln und Telefonbücher – damit niemand vom Glauben abfällt.

Ich schlief angezogen. In Jeans und ausgeleiertem T-Shirt. Ich wachte auf, ging durchs Zimmer, stolperte über leere Limonadenflaschen, Gläser, Dosen und Aschenbecher, ketchupverschmierte Teller, Schuhe, zertrat mit bloßen Füßen Äpfel, Pistazien und fette Feigen, die Kakerlaken glichen. Wer möbliert mietet und in fremden Sachen wohnt, lernt mit Dingen achtsam umzugehen. In meiner Bude gab es allen möglichen Plunder, wie auf dem Flohmarkt, unter dem Sofa steckten Grammophonplatten und Hockey-Schläger, von irgendwem vergessene Frauenkleider und irgendwo aufgefundene große Verkehrsschilder aus Blech. Wegschmeißen konnte ich nichts, weil ich nicht wusste, was mir gehörte und was fremdes Eigentum war. Vom ersten Tag an, seit ich hier eingezogen war, lag der Telefonapparat mitten im Zimmer auf dem Boden, und sein Läuten und sein Schweigen schürten meinen Hass. Vorm Schlafengehen stülpte ich einen großen Pappkarton darüber, den ich morgens wieder zurück auf den Balkon brachte. Jetzt lag der teuflische Apparat mitten im Zimmer und ließ aufgeregt vibrierend wissen, dass mich jemand sprechen wollte. Donnerstag, fünf Uhr morgens.

Ich schälte mich aus der Decke, nahm den Pappkarton ab und ging mit dem Telefon auf den Balkon. Im Hof war es still und leer. Durch die Seitentür der Bank trat der Wachmann zu einer morgendlichen Zigarettenpause. Um fünf Uhr morgens angerufen zu werden bedeutet nichts Gutes. Ich unterdrückte meinen Ärger und hob ab. So hat alles angefangen.

– Kumpel. – Ich erkannte Kotscha sofort. Seine Stimme klang verraucht, als hätte man ihm alte gerissene Boxen implantiert.

– Harry, Freund, schläfst du? – Die Boxen ächzten und spuckten Konsonanten aus. – Harry, hallo.

– Hallo, – sagte ich.

– Freund, – fügte Kotscha mit mehr Bass hinzu. – Harry.

– Kotscha, es ist fünf Uhr früh. Was willst du?

– Harry, hör zu. – Kotscha verfiel in zutrauliches Fiepen. – Ich hätte dich nicht geweckt. Aber hier ist so ein Schlamassel, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Gestern hat dein Bruder angerufen.

– Und?

– Er ist weggefahren, Hermann. – Kotscha am anderen Ende hielt den Atem an.

– Weit weg? – An die Dynamik seiner Stimme konnte ich mich nur schwer gewöhnen.

– Weit weg, Hermann. – Wenn Kotscha einen neuen Satz anfang, schepperte es. – Nach Berlin oder nach Amsterdam, ich hab es nicht richtig verstanden.

– Vielleicht über Berlin nach Amsterdam?

– Vielleicht, Harry, vielleicht, – rasselte Kotscha.

– Und wann kommt er wieder? – Ich war erleichtert. Eine Routineangelegenheit, er wollte mir einfach Neuigkeiten aus der Familie mitteilen.

– Wie's aussieht, nie, Harry. – Wieder schepperte der Hörer.

– Wann?

– Nie, Harry, nie. Er ist für immer weggegangen. Gestern hat er angerufen und mich gebeten, es dir auszurichten.

– Wie – für immer? – Ich verstand nicht. – Alles klar bei euch?

– Alles klar. – Kotscha zerriss es auf den hohen Tönen. – Alles klar. Nur dass dein Bruder mir alles vor die Füße geschmissen hat, kapiert?! Und ich, Harry, ich bin alt, ich pack das nicht allein.

– Wie – hingeschmissen? – Ich verstand immer noch nicht. – Was hat er gesagt?

– Dass er in Amsterdam ist, dass ich dich anrufen soll. Und dass er nicht zurückkommt.

– Und die Tankstelle?

– Und die Tankstelle hat er mir vor die Füße geschmissen, Harry. Nur pack ich das nicht allein. – Kotschas Krächzen wurde zutraulicher. – Ich schlafe schlecht. Siehst du, fünf Uhr morgens, und ich kann nicht schlafen.

– Ist er schon lange fort? – unterbrach ich ihn.

– Schon eine Woche. Ich dachte, du wüsstest Bescheid. Und jetzt so ein Schlamassel.

– Aber warum hat er mir nichts davon erzählt?

– Weiß nicht, Harry, keine Ahnung, Kumpel. Er hat niemandem was erzählt, ist einfach auf und davon. Wollte vielleicht nicht, dass jemand was spitzkriegt.

– Was spitzkriegt?

– Dass er abhaut, – erklärte Kotscha.

– Und wen interessiert das?

– Keine Ahnung, Harry, – wand sich Kotschas Stimme, – keine Ahnung.

– Kotscha, was liegt an?

– Harry, du kennst mich doch, – zischelte Kotscha, – ins Business hab ich mich nie eingemischt. Und er hat mir nichts erzählt. Ist einfach auf und davon. Vielleicht kommst du her und klärst alles an Ort und Stelle? Ich pack das nicht allein.

- Was soll ich denn klären?
- Weiß nicht, vielleicht hat er dir ja was gesagt.
- Kotscha, ich hab ihn seit einem halben Jahr nicht gesehen.
- Also, ich weiß nicht – Kotscha steckte jetzt endgültig in der Sackgasse. – Harry, Kumpel, komm, allein pack ich das hier nicht, versteh mich doch.
- Kotscha, laber nicht rum, – sagte ich schließlich. – Sag einfach, was Sache ist.
- Alles okay, Harry. – Kotscha hustete, – alles okey-dokey. Du weißt Bescheid, schau selbst. Ich muss jetzt, hab Kundschaft. Bis denn, Kumpel, bis denn. – Kotscha legte auf.
- Kundschaft, dachte ich. Um fünf Uhr früh.

*

Wir hatten uns in zwei Zimmern einer alten, verlassenen Komunalka eingemietet, im Zentrum, in einem stillen, mit Linden bewachsenen Hof. Lolik wohnte im Durchgangszimmer, näher am Flur, und ich dahinter, mit Balkon. Die übrigen Zimmer der Komunalka waren fest verschlossen. Niemand wusste, was sich hinter den Türen verbarg. Die Zimmer hatte uns ein alter, störrischer Rentner vermietet, der frühere Inkassobeamte Fjodor Michailowitsch. Ich nannte ihn Dumblewski. In den Neunzigern wollten er und seine Frau emigrieren, und Fjodor Michailowitsch frisierete seine Dokumente. Doch als er die neuen Papiere in Händen hielt, überlegte er es sich plötzlich anders und beschloss, dies sei der richtige Zeitpunkt, ein neues Leben zu beginnen. Also emigrierte seine Frau allein, und er blieb in Charkiw, angeblich um die Wohnung zu hüten. Infiziert von der Freiheit, vermietete Fjodor Michailowitsch uns die Zimmer und hauste selbst in irgendwelchen konspirativen Wohnungen. Küche, Flur und sogar das Bad dieser baufälligen Unterkunft waren vollgestopft mit Vorkriegsmöbeln, abgegriffenen Büchern und Stößen der Zeitschrift *Ogonjok*. Auf Tischen, Stühlen und auf dem nackten Fußboden

türmten sich Geschirr und verschiedenfarbige Altkleider, an denen Fjodor Michailowitsch sehr hing und die wegzuwerfen er uns nicht erlaubte. Wir warfen nichts weg, und so gesellte sich zu dem fremden Plunder auch noch unser eigener. Schränke, Regale und die Schubladen des Küchentischs standen voll mit dunklen Flaschen und Einweckgläsern, in denen Öl und Honig glänzten, Essig und Rotwein, in dem wir unsere Kippen löschten. Über den Tisch hüpfen Walnüsse und Kupfermünzen, Kronkorken und Knöpfe von Armeemänteln, Fjodor Michailowitschs alte Kravatten hingen an der Deckenlampe. Wir hatten Verständnis für unseren Vermieter und seine Piratenschätze, Leninfiguren aus Porzellan, schwere Gabeln aus falschem Silber, schmutzige Vorhänge, durch die buttergelb die Sonne brach und Staub und Luft aufwirbelte. Abends in der Küche lasen wir die Inschriften an den Wänden, die Telefonnummern, Adressen, Busrouten, die Fjodor Michailowitsch mit Filzstift direkt auf die Tapete gemalt hatte, wir betrachteten die an die Wand gepinnten Kalenderblätter und Porträts unbekannter Verwandter. Die Verwandten sahen streng und feierlich aus, im Unterschied zu Fjodor Michailowitsch selbst, der ab und zu in seinem warmen Nest auftauchte, in quietschenden Sandalen und geckenhaftem Käppi, er sammelte unsere leeren Flaschen ein, nahm sein Geld in Empfang und verschwand im Hof zwischen den Linden. Es war Mai, das warme Wetter hielt sich, und im Hof wucherte das Gras. Manchmal stahlen sich nachts Paare von der Straße herein und liebten sich auf der mit alten Flickenteppichen bedeckten Bank. Manchmal traten gegen Morgen die Sicherheitsleute heraus, setzten sich und drehten Joints, lang wie die Maimorgendämmerung. Am Tag kamen die Straßenköter, erschnupperten die Spuren der Liebe und rannten erregt zurück – auf die Hauptstraße der Stadt. Die Sonne ging direkt über unserem Haus auf.

*

Als ich in die Küche kam, drückte sich Lolik schon beim Kühlschrank herum. Er hatte seinen Anzug an – dunkler Blazer, graue Krawatte und unförmige Hosen, die an ihm herunterhingen wie eine Fahne bei Windstille. Ich öffnete den Kühlschrank und musterte die leeren Fächer.

- Hi, – sagte ich und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Nervös setzte Lolik sich mir gegenüber, die Milchtüte fest in der Hand.
- Weißt du was, lass uns zu meinem Bruder fahren.
- Wozu? – fragte er verständnislos.
- Einfach so. Mal nach dem Rechten sehen.
- Und was ist mit deinem Bruder, irgendwelche Probleme?
- Quatsch, alles okay. Er ist in Amsterdam.
- Du willst ihn in Amsterdam besuchen?
- Nicht in Amsterdam. Daheim. Vielleicht am Wochenende?
- Weiß nicht, – Lolik zögerte, – am Wochenende wollte ich das Auto in die Werkstatt bringen.
- Mein Bruder arbeitet doch in einer Werkstatt. Fahren wir!
- Weiß nicht, – Lolik war noch nicht überzeugt. – Ruf ihn doch lieber an. – Und fügte, als alles ausgetrunken war, hinzu: – Los, wir sind spät dran.

*

Im Laufe des Tages versuchte ich mehrmals, meinen Bruder anzurufen. Niemand nahm ab. Am Nachmittag wählte ich Kotschas Nummer. Genauso erfolglos. Komisch, dachte ich, mein Bruder nimmt vielleicht einfach nicht ab, wegen Roaming. Kotscha aber sollte bei der Arbeit sein. Ich wählte nochmal, wieder vergeblich. Abends rief ich unsere Eltern an. Mutter nahm ab.

- Hallo, – sagte ich, – hast du mal wieder was von Juri gehört?
- Nein, – antwortete sie, wieso? – Nur so, – antwortete ich und wechselte das Thema.

Am nächsten Morgen im Büro sprach ich wieder mit Lolik.

– Was ist, – sagte ich, – fahren wir?

– Ach was, – nölte Lolik, – hör auf, das Auto ist alt, das geht noch kaputt auf der Strecke.

– Lolik, – bedrängte ich ihn, – mein Bruder wird dein Auto generalüberholen. Komm, ich kann doch schlecht den Bummelzug nehmen.

– Und die Arbeit?

– Mach dich locker, morgen ist Samstag.

– Weiß nicht, – sagte Lolik wieder, lass uns mit Borja reden. Wenn der nichts dagegen hat ...

– Gut, reden wir, – sagte ich und zog ihn ins andere Büro.

Borja und Ljoscha – Lolik und Bolik – waren Cousins. Ich kannte sie von der Uni, wir hatten zusammen Geschichte studiert. Sie hatten nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander: Borja war ganz Funktionärssöhnchen, schlank und frisiert, trug Kontaktlinsen, ich glaube sogar, dass er sich die Nägel manikürte. Ljoscha war grobschlächtig und irgendwie zurückgeblieben. Er trug billige Bürokleidung, ging selten zum Friseur und hatte eine Brille mit Metallgestell auf der Nase, weil er für Kontaktlinsen zu geizig war. Borja wirkte gepflegter, Ljoscha zuverlässiger. Borja war ein halbes Jahr älter und fühlte sich für seinen Cousin verantwortlich. Eine Art Bruderkomplex. Er stammte aus einer angesehenen Familie, sein Vater hatte beim Komsomol gearbeitet, dann in irgendeiner Partei Karriere gemacht, war Leiter der Kreisverwaltung, später bei der Opposition. Seit ein paar Jahren hatte er einen Posten beim Gouverneur. Ljoscha hingegen entstammte einer einfachen Familie. Seine Mutter war Lehrerin, sein Vater wurstelte sich irgendwo in Russland durch, schon seit den Achtzigern. Sie wohnten in einem kleinen Ort in der Nähe

von Charkiw, und so war Lolik eben der arme Verwandte, wofür ihn, wie er glaubte, alle liebten. Nach der Uni trat Borja gleich ins Geschäft seines Vaters ein, während Lolik und ich versuchten, selbst auf die Beine zu kommen. Wir arbeiteten in einer Werbeagentur, bei einem Anzeigenblättchen, in der Pressestelle des Nationalistenkongresses und betrieben sogar unser eigenes Wettbüro, das im zweiten Monat seiner Existenz pleiteging. Vor einigen Jahren begann Borja sich wegen unseres Herumkreibens Gedanken zu machen, er erinnerte sich an unsere sorglose studentische Jugend und bot uns Arbeit bei sich, in der Verwaltung, an. Sein Vater hatte einige Jugendorganisationen auf seinen Namen registrieren lassen, über die verschiedene Fördergelder hereinkamen und regelmäßige kleine Summen gewaschen wurden. Unsere Arbeit war schräg und stets unvorhersehbar. Wir redigierten Reden, leiteten Seminare für junge Führungskräfte, führten Wahlbeobachterschulungen durch, entwarfen Programme für neue politische Parteien, hackten Holz auf der Datscha von Boliks Vater, traten in Talkshows auf, wo wir die demokratische Wahl verteidigten, und wuschen, wuschen, wuschen Zaster, der durch unsere Bücher lief. Auf meiner Visitenkarte stand »Unabhängiger Experte«. Nach einem Jahr kaufte ich mir einen supergeilen PC und Lolik sich einen havarierten VW. Wir mieteten uns gemeinsam die Wohnung. Borja kam oft zu Besuch, saß in meinem Zimmer auf dem Fußboden und rief die Nutten an. Unter Kollegen. Lolik mochte seinen Cousin nicht und mich vermutlich auch nicht. Aber wir lebten schon seit ein paar Jahren Tür an Tür, unser Verhältnis war friedlich, sogar vertrauensvoll. Ich lieh mir Kleider von ihm, er sich Geld von mir. Mit dem Unterschied, dass ich die Kleider immer zurückgab. In den vergangenen Monaten hatten die Cousins irgendwas Neues gefunden, ein neues Familienbusiness, aus dem ich mich heraushielt, denn es handelte sich um Parteigelder, und keiner wusste, wie das enden würde. Meine Ersparnisse, ein Bündel Grüne, hielt ich von ihnen fern

und bewahrte sie im Regal zwischen den Seiten eines Hegel-Bandes auf. Eigentlich vertraute ich ihnen. Andererseits wusste ich, dass es höchste Zeit war, mir eine normale Arbeit zu suchen.

*

Borja saß am Tisch über irgendwelchen Papieren. Vor ihm lagen Ordner mit Umfrageergebnissen. Als er uns sah, schaltete er schnell auf die Website der Gebietsadministration um.

– Ah, ihr seid es, – sagte er munter, wie es sich für den Chef gehört. – Na wie geht's?

– Borja, – begann ich, – wir wollen zu meinem Bruder fahren. Du kennst ihn, oder?

– Ich kenne ihn, – antwortete Bolik und musterte seine Nägel.

– Morgen liegt doch nichts an?

Bolik überlegte, betrachtete wieder seine Nägel und faltete dann hastig die Hände hinter dem Rücken.

– Morgen ist frei, – antwortete er.

– Dann lass uns fahren, – sagte ich zu Ljoscha und ging zur Tür.

– Wartet, – stoppte mich Bolik. – Ich fahre mit.

– Wirklich? – fragte ich ungläubig.

Ich hatte keine Lust, ihn mitzunehmen. Soweit ich sah, war auch Lolik nicht begeistert.

– Ja, – versicherte Bolik, – lasst uns zusammen fahren. Ihr habt doch nichts dagegen?

Lolik schwieg mürrisch.

– Borja, – fragte ich ihn, – und was hast du davon, wenn du mitfährst?

– Einfach so, – antwortete Bolik. – Ich stör euch auch nicht.

Offenbar war auch Lolik von der Aussicht genervt, mit seinem Cousin zu fahren, der ihn immer an der kurzen Leine führte und keinen Moment aus den Augen lassen wollte.

- Aber wir fahren früh los, – versuchte ich den Befreiungsschlag, – so um fünf.
- Um fünf? – fragte Lolik.
- Um fünf! – stieß Bolik aus.
- Um fünf, – wiederholte ich und ging zur Tür.

Das sollen die ruhig unter sich ausmachen, dachte ich.

✱

Im Laufe des Tages rief ich mehrmals bei Kotscha an. Keiner nahm ab. Vielleicht ist er tot, – dachte ich. Nicht ganz ohne Hoffnung.

✱

Abends saßen Lolik und ich in der Küche. Hör mal, – begann er plötzlich, – vielleicht fahren wir besser nicht? Vielleicht rufst du nochmal an? Ljoscha, – antwortete ich bestimmt, – wir fahren doch nur für einen Tag. Am Sonntag sind wir zurück. Mach dir nicht ins Hemd. Mach dir selber nicht ins Hemd, – sagte Lolik. Okay, – antwortete ich.

Aber was hieß hier okay? Ich war 33 Jahre alt und lebte schon seit einer Ewigkeit glücklich allein, meine Eltern sah ich selten, zu meinem Bruder unterhielt ich eine normale Beziehung. Ich verfügte über einen Studienabschluss, der niemand interessierte. Arbeitete als wer weiß was. Mein Geld reichte für das, was ich gewohnt war. Für neue Gewohnheiten war es zu spät. Mir passte alles so, wie es war. Was mir nicht passte, blendete ich aus. Vor einer Woche war mein Bruder verschwunden, ohne Bescheid zu sagen. Das Leben war völlig in Ordnung.

✱

Der Parkplatz war leer, und wir wirkten irgendwie verdächtig. Borja verspätete sich. Ich schlug vor zu fahren, aber Lolik wollte nicht, er ging zum Supermarkt, um sich einen Kaffee aus dem Automaten zu holen, er schloss Bekanntschaft mit den Wachleuten, die hier wohnten, direkt neben dem großen beleuchteten Gebäude. In der Morgenluft glommen die Schaufenster gelblich. Der Supermarkt glich einem havarierten Dampfer. Von Zeit zu Zeit überquerte ein Rudel Hunde den Parkplatz, sie schnüffelten misstrauisch am nassen Asphalt und drehten die Köpfe der Morgensonne zu. Lolik lümmelte sich in den Fahrersitz, rauchte eine nach der anderen und schnappte sich nervös sein Handy, um seinen Cousin herauszuklingeln. In letzter Zeit telefonierten sie überhaupt ziemlich oft, sie stritten sich ständig. Als ob sie sich nicht vertrauten. Der Cousin nervte Lolik, er wollte ihn in was hineinziehen. Ich riet Lolik, standhaft zu bleiben, aber die Aussicht auf leicht verdientes Geld machte ihn wehrlos. Seine finanziellen Machenschaften beobachtete ich mit Nachsicht und war froh, dass ich mich rausgehalten hatte.

Ich holte mir ebenfalls einen Kaffee, unterhielt mich mit den Wachleuten, fütterte die Hunde mit Kartoffelchips. Zeit loszufahren. Aber ohne seinen Cousin konnte Lolik nicht.

*

Er kam um die Ecke gebogen, schaute sich verzweifelt um und versuchte, die Hunde zu verscheuchen. Lolik hupte, Borja sah uns und rannte zum Auto. Die Hunde rannten ihm nach, die räudigen Schwänze eingezogen. Er machte die hintere Tür auf, sprang hinein. Er trug Anzug und Krawatte und ein grünes, ziemlich zerknittertes Hemd.

– Borja, – sagte Lolik, – was soll die Scheiße?

– Fuck, Ljoscha, – antwortete darauf Bolik, – halt deinen Rand.

Nachdem er auch mich begrüßt hatte, holte Bolik ein paar CDs aus der Jackentasche.